

Leipzig, bezeichnet die Karakulzucht „unbestritten als das Rückgrat der Farmwirtschaft Südwestafrikas“.

Wie nun bereits dargetan wurde, sind ja nach dem ersten Transport aus Groß-Engersdorf dann noch wiederholt aus Bad Groß-Ullersdorf Karakulzuchttiere nach Südwestafrika gegangen, sodaß also mit der weiteren Entwicklung der Karakulzucht in Südwestafrika vor allem Bad Groß-Ullersdorf und zum Teil auch die von Radeschin von Bedeutung wurden.

Mit Hofrat Dr. Aldameß, der am 27. Jänner 1941 als 81-jähriger die Augen für immer schloß, ist ein ganz bedeutender Fachmann der Tierproduktionslehre, der Bakteriologie und der Milchwirtschaft, aus dem Leben geschieden. Unter dem, was uns der unermüdete Gelehrte zurückgelassen, befindet sich seine sehr sorgsam gepflegte Karakulzucht in Groß-Ullersdorf.

Franz Thiel, Poysdorf:

Der „Viehbich“ in unseren Dorfgemeinden.

Der Viehbich ist einer der ältesten Gemeindegänge in unserer Heimat und erinnert uns an den Weidebetrieb der Bauern, der nichts anderes ist als ein Ueberrest der alten Nomadenvirtschaft unserer Ahnen, bevor sie noch sesshaft wurden; denn auf den Viehbich trieben die Bauern in der warmen Jahreszeit die Haustiere auf die Weide; aus diesem Grunde nennt man den Viehbich im Donautal „Triftweg“ (von treiben.)

Weide, Wald und die Dorfau neben dem Ortsbache gehörten meist der ganzen Gemeinde, sodaß wir mit Recht von einem Gemeindegang und einer Gemeindegangweide sprechen; jeder Hausbesitzer hatte da ein Anrecht, ausgenommen waren die Eigentümer von Häusern, die nach 1600 oder noch später gebaut waren. Den Viehbich konnte daher jeder benutzen und er war ein öffentlicher Weg.

Manche Gemeinde besaß nur einen Viehbich; Frankstadt hat deren zwei — den Großen — und Kleinen Viehbich. Deutsch Liebau besitzt mehrere: Bladensdorfer-, Wenzelsdorfer-, Markersdorfer-, Liebesdorfer- und Benker Viehbich. In Böhm. Liebau ist er beinahe am Ortsende gegen Schönwald. Im Oberort von Frankstadt vermissen wir einen Viehbich, weil von hier die Tiere in den Wald getrieben wurden; denn in manchen Gemeinden war der Gemeindegang die Viehweide; wie dieser Wald ausah, kann man sich leicht vorstellen und die Regierung mußte endlich dagegen einschreiten, weil diese Waldungen eine himmelschreiende Sünde unserer Mißwirtschaft waren.

Die Aufsicht über die Weidetiere hatte der Hirte, auch Rühjunge genannt, der letzte unter den Dienstboten auf dem Bauernhofe; er war häufig ein Hungerleider, ein Ausgestoßener, der sein tägliches Brot bitter verdienen mußte. Seine Ausrüstung bestand aus einer Ledertasche oder einem Brotsack, wo er sein Brot, Käse oder Töpfen verwahrt hatte, und einer Peitsche, mit der er Zucht

und Ordnung hielt, wenn er die Tiere auf dem Viehbich durch die Saatsfelder zur Hutweide trieb; häufig begleitete ihn ein Hund, der die Tiere nie aus den Augen ließ.

Der erste Austrieb im Frühjahr war in unseren Dörfern immer ein Freudentag, ein kleines Fest für die ganze Familie und den Bauernhof, weil die Stalltiere wieder in Gottes freie Natur kamen und nach dem langen Winter grünes Futter erhielten; die Fütterung mit Haferstroh machte die Kühe oft zu Jammergestalten, die deswegen einen geringen Nutzen abwarfen. Das wurde nun ganz anders, als die Tiere hinaus auf die Weide durften. Diese konnte allerdings keinen Vergleich mit einem Klee- oder einer Wiese von heute aushalten, weil in jener guten alten Zeit der Bauer die Pflege und Verbesserung der Weide dem lieben Gott und der Natur überließ; er tat nichts und folgte dem alten Spruch: „Wo der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß“.

Schon am Vortage des Austriebes herrschte in den Bauerngehöften ein geschäftiges Leben und Treiben; die Tiere wurden gepust und gestriegelt; Bänder, Mascherln und Blumen hergerichtet; der Hirte suchte seine Peitsche und seinen Brotsack, während die Bäuerin zur Feier des Tages bessere Krapsen buk: der Bauer besichtigte den Viehbich und die Weide an der Ortsgrenze, richtete die Viehtränke her und bat in einem stillen Gebete um den Segen des Allmächtigen, damit ihn in diesem Jahre keine Seuche trafe, was damals ein gewaltiger Schaden war.

Am nächsten Tage wurden die Weidetiere geschmückt, die Glocken umgehängt und in den Hof gelassen, wo sie eine Zeitlang ganz wild herumsprangen, um sich endlich zu beruhigen. Der Hirte hatte seinen Hut mit Blumen und Bändern geschmückt (eigentlich taten es die Töchter des Hauses oder die Mägde.) Zum Frühstück bekam er eine kräftige Brotsuppe mit Knoblauch und Speck; dann packte er in seine Tasche einige braune Krapsen ein, die mit Quark oder „Birnaschmiere“ gefüllt waren. Die Dienstboten, die am ersten Tage den Zug der Ordnung wegen begleiten mußten, machten sich fertig und stellten sich zum Hofstor.

Die Bäuerin besprengte die Tiere mit Weihwasser und empfahl sie dem Schutze Gottes, während der Bauer das Tor öffnete und die Tiere hinausließ; der Hirte schritt an der Spitze des Zuges auf der Dorfstraße zum Viehbich, ließ kein Tier vorseilen und knallte fest mit der Peitsche. Die Mägde und Knechte verteilten sich und begleiteten den Zug, den der Bauer beschloß.

Die Bäuerin machte das Tor zu, blickte eine Weile, „ihren Kühen“ nach und verrichtete dann ihre häuslichen Arbeiten. Sie hatte zu Ehren des hl. Leonhard eine Messe in der Dorfkirche lesen lassen, damit die Tiere auf der Weide kein Schaden trifft; sein verblaßtes Bild hing an der Stalltür und wurde „auf der Schönbrunner Fahrt“ gekauft; zur frommen Fürbitte zündete sie wöchentlich einmal vor dem Wegkreuz eine Kerze am Abend an, die dann einige Stunden in die dunkle Nacht hinausleuchtete.

Heller Sonnenschein durchflutete das weite Tal, die Lerchen trillerten und die Saat- und Kleefelder schimmerten in dem saftigen Grün der erwachenden Natur; auf dem Viehbich bewegte sich ein langer Zug von Kühen und Kälbern dahin, der in schöner Ordnung der Hutweide zustrebte; lustig knallten die Hirten mit den langen Peitschen und jauchzten, während die Mägde sangen und hie und da eine schöne Blume oder einen Zweig von einem blühenden Strauch abbrachen, um ihr Lieblingstier damit zu schmücken; die Tiere rupften sich von dem Wegrande manchmal ein Maul voll Gras ab, doch hielten sie die Ordnung gut ein; der treue Hund lief bald vorn, bald hinten nach und ließ die Herde nicht aus den Augen.

Auf der Weide ruhten die Tiere zuerst ein wenig aus, weil sie der weite Weg und die frische Luft ermüdet hatte; dann fanden sie sich in ihre neue Lage schnell hinein, gingen zur Tränke und grasten fleißig das junge Grün; die Begleitpersonen kehrten bald heim, nur der Bauer harrte den ganzen Tag beim Hirten aus, um bei einem Anfall (Blähung) gleich Hilfe zu leisten.

Die Weide war das Reich der Kühjungen, wo sie nach ihrem Belieben schalten und walten konnten; jeder ging da seiner Neigung nach und vertrieb sich die freie Zeit, wie er es verstand; der eine spielte die Ziehharmonika, der andere sang sich ein Lied und beobachtete Wind und Wetter, sodaß mancher im Alter ein tüchtiger Wetterprophet war; ein dritter versuchte die Kraft der Pflanzen und wurde ein Menschen- und Tierarzt, der seinen Mitmenschen ein Helfer war. Mancher ließ sich zum Wildern verleiten und kam auf die schiefe Bahn.

Eine Hütte aus Brettern oder Aesten bot ihm bei schlechtem Wetter Unterstand; er verstand die Tiere und diese kannten ihn und folgten ihm willig.

Nur die trächtigen Kühe trieb man nicht auf die Weide; sie blieben im Stall und erhielten auch Grünfutter, das die Mägde heimbrachten; dabei bestand der alte Brauch, daß sich die Hausbewohner gegenseitig mit Wasser begossen oder bespritzten; diese Sitte wird in Ungarn zu Ostern geübt, stirbt aber schon langsam aus.

Die Herrschaften hatten bisweilen ihre eigenen Weiden — Ochsenheide bei Wiesenberg, Schäferrei, Schweizerei, wo die Tiere im ganzen Sommer verblieben und eine richtige Almwirtschaft bestand; in manchen Gemeinden fielen die herrschaftlichen Tiere den Bauern zur Last, was zu Streitigkeiten und Prozessen führte. Die Hirten trieben die Kühe, wenn sie auf der Weide nichts fanden, auf die Brach- und Trischfelder, damit sie die Blumen und das Unkraut abfrazen. Somit war der Viehbich ein viel benutzter Gemeindeweg, auf dem mehr Dünger lag als auf den Gründen nebenan.

Zur Sonnenwende flammte hier auf dem Viehbich das große Feuer auf, das die Dorfjugend und die Alten herbeilockte; es war eine Abwehr gegen Hagelschlag und Viehseuchen, die um diese Zeit unsere Dorfgemeinden heimsuchten.

Erschien der Spätherbst, zogen die Nebel durch das weite Tal und blickte die Sonne trüb und matt auf die absterbende Natur, dann mußte der Weidebetrieb eingestellt werden.

„Zu St. Gall gehört die Kuh in den Stall“, lautete eine alte Bauernregel, die auch in unserer Heimat befolgt wurde. Da schmückte der Kühjunge seine Tiere mit den letzten Herbstblumen, mit grünen und buntfarbigen Zweigen und trieb auf dem Viehbich die Herde heim; langsam schritt sie auf dem vertrauten Weg dahin, als ob sie alle wüßten, daß jetzt wieder die böse Zeit des Winters kommt, wo sie in den dumpfen Stallungen nur Stroh und Heu erhielten.

Die Bäuerin und die Dienstmägde nahmen den Kühen den Schmutz von den Hörnern und banden sie an den Futtertrögen fest; der Hirte hob seine Ledertasche auf und verwahrte seine Peitsche auf ein halbes Jahr; vom Bauer bekam er ein Gewand und ein Trinkgeld, mit dem er sich am Gallusmarkt in Schönberg einen guten Tag machte.

Im Zuge der großen Agrarreform, die nach 1750 einsetzte, verlor der Weidebetrieb und der Viehbich seine Bedeutung. Die Hutweiden wurden Ackerland, dafür bauten die Leute Klee und Rüben an und das Vieh blieb in den Stallungen; bei uns erfolgte dieser Wandel um 1800 und veränderte das Bild der Dörfer und Ackerfluren; es setzte eine „intensive“ Wirtschaft ein, die größere Scheunen und bessere Ställe erforderte, die Trisch- und blumenreichen Brachfelder verschwanden, der Viehaustrieb wurde eingestellt und der Kühjunge galt als überflüssig.

Nur der Name Viehbich blieb erhalten, der noch immer ein Gemeindeweg ist und einen lebhaften Verkehr aufweist; im Sommer sieht man hochbeladene Getreidefuhrer, Maschinen aller Art und vielleicht auch schon einen Traktor dahinrollen; denn auch das Dorf kennt keinen Stillstand, sondern einen rasch losen Fortschritt, dem sich der einzelne nicht entziehen kann.

Leopold Wolfer, Olmütz-Powel:

Lebendige deutsche Mundart zu Olmütz-Powel.

Wie stark die deutsche Mundart heimatgebunden ist, zeigt folgendes Erlebnis. Vor Jahren ging ich einmal an einem Spätherbstabend durch die Olmüzer Bahnhofstraße zum Hauptbahnhof. In der Nähe der Fister war auf dem Gehweg ein Menschenauflauf, aus dessen Mitte ich mehrmals rufen hörte: „Loußt mech och leegn! Loußt mech och leegn! Ihr vrstehet mech jo ni!“ Ich hörte, daß das eine Frau aus meiner Heimat, dem Odergebirge, sein mußte, die so rief. Ich drängte mich durch die Menge und sah eine weißhaarige Odergebirgerin auf dem Gehsteig liegen. Ich fragte sie: „Muhma, wos es eich deen gschahn?“ Da schrie die Frau förmlich auf: „Jesses Maria, a Moon vo drhaim! Ech been gfohln un kon ni auf. Helwn sa mir. Die Leit dou ei dr Stodt vrstehu mech jo ni“. Ich half ihr auf und brachte sie zur Bahn.